

Bezugspreis
In Halle und Umgebungen 2,50 Mark
Der Rest des Jahres 2 Mark für das Viertel 1,25
Die halbjährige Zahlung erfordert nachfolgendes
Geld.
Bestellort: Buchhandlung, Buchhändler-Gesellschaft.
Landwirtschaftliche Mitteilungen.
Mündliche Besprechungen für den Unterricht.
Mittl. Bekanntm. d. Landwirtschaftl. f. d. Preis. Sachf.

Morgen



Ausgabe.

Neuzeitliche Gebilde
Die für die hiesigen Preussische oder hiesigen
für die 18. Nummer, ist die Nummer
Klammern am Schluss der verschiedenen Heften die Stelle
10 Nummer
Nachtrag: Aufnahme bei der Expedition und allen Anzeigen
Erpeditionen
Gesamtsprecherbindung mit Berlin, Leipzig, Magdeburg.
Zusatz Nr. 158.

Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 431. — Jahrg. 190. Halle a. S., Donnerstag 15. September 1898. Redaktion u. Expedition: Jahr a. S., Leipzigerstr. 87. Grönlitzer Platz: Berlin SW., Unter den Eichen 3.

Deutsches Reich.

Der Kaiser hörte gestern Vormittag den Vortrag des Chefs des Zivilkabinetts, Wirklichen Geheimen Rathes Dr. v. Lucanus, und gewandte darauf dem Vater Ferrari eine Sitzung.

Der Aufenthalt des Prinzen Heinrich von Preußen in Madras, von dem russischen Kriegshafen am japanischen Meer, wird von den dortigen russischen Behörden mit verschiedenen Schwierigkeiten begangen. Zu Ehren des Prinzen Heinrich fand ein Galafest bei dem Gouverneur und ein Dinner bei dem Hof-Kommandanten statt. Ferner nahm der Prinz an einem Parade-Diner Theil, welches die Municipalität von Madras veranstaltete. Der Prinz besuchte die im Stadtpart zu wohlthätigen Zwecken veranstaltete Lotterie.

Prinz Friedrich Leopold wird mit seinem gesammelten Hofstaat am 1. October von Schloss Glienke nach Kassel, wo er die 22. Division befehligen wird, überführt. Sein bisheriger Hofmarschall, Generalmajor J. v. Nitsch-Rosenberg, scheidet zu dieser Zeit aus seinem Dienst und begibt sich nach Schlesien auf seine Güter. Die Stelle des Hofmarschalls erhält der Hauptmann v. Luc aus 143. Infanterie-Regiment, der bisher Adjutant bei dem Prinzen war.

Die Kaiserin Friedrich wird den Oktober bei ihrer königlichen Mutter auf Schloss Balmoral in Schottland zubringen. Ihre Majestät wird die Fahrt von Balmoral nach Balmoral auf der königlichen Yacht „Victoria u. Albert“ zurücklegen. Das Schiff wird am 23. nach Balmoral gehen.

Prinz Prosper von Arenberg, Sechshundertmann vom 4. Kavallerie-Regiment, ist à la suite der Schirmpolizei für Südwestafrika gestellt worden. Prinz Prosper ist ein Bruder des Prinzen Franz, des bekannten, um die koloniale Sache verdienten Reichstagsabgeordneten. Die „Magd. Ztg.“ schreibt dazu:

„Es erregt Aufsehen, daß Lieutenant Prinz von Arenberg vom Kavallerie-Regiment in Münster in die Schutztruppe für Südwestafrika als Lieutenant eintritt. Prinz Franz von Arenberg, der bekannte kaiserliche Abgeordnete, der den kolonialen Verhältnissen ein so lebhaftes Interesse entgegenbringt, daß man ihn sogar zum Kolonialdirektor machen wollte, ist ein Bruder des Lieutenanten, der am 12. März 1875 geboren ist. Es kann nur mit großer Freude begrüßt werden, daß Mitglieder unserer hohen Heere, wie dieser Prinz Prosper, den kolonialen Verhältnissen so nahe treten. Hoffentlich dürfte das lebhafteste Interesse des Prinzen Franz von Arenberg für unsere Kolonien nicht ohne Einfluß auf den Entschluß des Prinzen Prosper gewesen sein.“

Der deutsche Botschafter in London Graf v. Saldern-Wittenberg ist gestern früh nach Deutschland abgereist.

Die Anwesenheit des russischen Finanzministers Witte in Berlin wird in der Presse mit Verwunderungen wegen Aufnahme einer neuen Anleihe in Verbindung gebracht. Wenn man davon absteht, daß der nächste Besuch von Petersburg nach Paris über Berlin führt und daß eine Aussprache über die zwischen zwei Kabinetten schwebenden Fragen beiderseitig stets erzwungen ist, so braucht bloß noch auf die augenblicklich im Gange befindliche Unterbringung russischer Eisenbahnpapiere auf dem deutschen Markt hingewiesen zu werden, um eine hinreichende Erklärung für den Berliner Aufenthalt Witte's zu haben. Da Herr Witte aber auch von einem Mitarbeiter aus dem russischen Finanzministerium begleitet wird, dessen Report speziell den Getreidehandel umfaßt, so ist es wahrscheinlich, daß gleichzeitig auch Tarif- und Zollfragen in den Kreis der Erörterung gezogen werden. Die Vermuthung eines süddeutschen Witters, der französische Markt werde demnächst einen Theil seiner russischen Werke nach Deutschland abzugeben versuchen, läßt die „Post“ jedoch nach dem augenblicklichen Stande der Dinge für unzutreffend.

Wie die „Nationalzeitung“ meldet, tritt bei vor längerer Zeit in Aussicht genommene Konferenz der Rektoren aller preussischen Universitäten zum 1. Male am 6. October d. J. in Berlin zusammen. Die Verhandlungen sind voraussichtlich von dreitägiger Dauer.

Nachdem die Neuordnung der Befolgungen der Universitätsprofessoren jetzt im Wesentlichen durchgeführt ist, theilte der Kultusminister den Universitäten einen bereits im October 1897 ergangenen königlichen Erlass mit, wonach die bekannten Bestimmungen bezüglich des Honorarabzuges nimmere in die Universitätsstatuten aufzunehmen sind. In dem Erlass ist außerdem noch die Befugnis des Ministers zur Festsetzung über Stundung und Erlass der Vorlesungshonorare näher festgesetzt, wie bei den Verhandlungen über die Professoren-Befolgungsvorlage im Abgeordnetenhaus angeregt worden war.

Der Kriegsminister hat die Militärbehörden darauf hingewiesen, daß das Kriegervereinigen in erster Linie zum Zweck des Ministeriums des Innern gehöre. Es haben sich daher die Vorstände der Kriegervereine in allen Kriegervereinen zunächst an die vom Ministerium des Innern ressortirenden Behörden

zu wenden. Aus dieser Verfügung scheint hervorzugehen, daß in letzter Zeit wohl mehrfach irrtümliche Auffassungen vorgekommen sind.

Der Minister des Innern hat an die Regierungspräsidenten einen Erlass gerichtet, welcher die Aenderungen behandelt, die die in der letzten Reichstagsagung angenommene Novelle zum Gesetz über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht des Friedens gegen den früheren Zustand geschaffen sind.

In diesen Tagen ergehen die Einladungen an die Sachverständigen, welche in der ersten Hälfte des Oktober im Reichstag in Berlin zusammen mit Delegirten der Reichs- und der preussischen Regierung über den vorläufigen Entwurf einer Revision des Autorenrechts in Berathung treten sollen.

Für die vorzunehmende Abfertigung der Reisenden in den Eisenbahnhöfen während des Winterhalbjahres sind die folgenden Tage festgesetzt worden: 12., 13., 14. October, 14., 15., 16. December, 15., 16., 17. Februar.

Der Regierungsrath in Berlin hat, veranlaßt durch den kürzlich in Hamburg vorgekommenen, mit Reichsbeschlüssen verbundenen Hotelbrand, eine Verfügung an die Vorstände in den Gebirgsorten des Reichs erlassen, in der in Aussicht gestellt wird, für solche Neubauten, die zur Aufnahme von Logirgästen bestimmt sind (Kogelhäuser, Gasthäuser und dergl.), die Vorschriften der für die Bauten in den Städten des Reichs erlassenen Polizeiverordnung vom 25. März 1882 anzuführen. Vorher forderte die Regierungsrath einen Bericht darüber ein, ob mit Rücksicht auf die in Betracht kommenden Verhältnisse es angezeigt sei, für die Bestimmungen dieser Polizeiverordnung oder nur einzelne in Anwendung zu bringen, oder ob es sich mehr empfehlen würde, besondere Bestimmungen als Nachtrag zu der hiesigen Polizeiverordnung zu erlassen. Entschlossen sollen alle beratenden Beamten, sowie den zuständigen Kreisbeamten zur Beachtung vorgelegt werden.

Die kaiserliche Staatsanwaltschaft hat, wie ein Telegramm aus Detmold meldet, gegen den verantwortlichen Redakteur der „Huppelchen Tageszeitung“ wegen Verleumdung des Grafen Regenten Anklage erhoben. Das Vergehen soll in einem fürzlich erschienenen, die „Wächter“ nach dem „Wittener“ übertriebenen Artikel begangen sein.

Aus Berlin wird der „N. N. Volksz.“ berichtet: In maßgebenden hiesigen Kreisen verläutet, daß die deutsche Regierung entschlossen ist, den Anstoß zur Wiederaufnahme der Verhandlungen wegen internationaler Maßregeln gegen die Anarchisten zu geben. Nicht die Ausweisung, sondern die Internirung der Anarchisten in den einzelnen Ländern soll vorgezogen werden.

In Ausdrücken vollsten Entwürfs ergeht sich die gesamte bürgerliche Presse über den ermordeten Menschermord in Genf, dem die unglückliche Kaiserin Elisabeth zum Opfer fiel; aber ein großer Theil der Mütter hält mit der Beschreibung der ruhmlosen That, der Aufzählung der Leiche, seine Aufgabe für erledigt. In die Tiefe des furchtbaren Problems, vor das der Anarchismus, dieses rechte Kind der Sozialdemokratie, den Staat und die menschliche Gesellschaft stellt, geht nicht ein, ja sie eifert gegen jeden von anderer Seite gemachten Versuch, an das Volksgewissen und die Pflicht der Regierungen zu appelliren. Es ist ja so viel bequemer, sich mit der schweren moralischen Verantwortlichkeit für die beim Morden des Anarchismus geleistete indirekte Beihilfe durch Stigmatisirung des Genfer Mordbuben als eines „Wahnsinnigen“ abzumenden. Liberaler Radikalismus und bürgerliche Demokratie — von der sozialdemokratischen Presse ganz zu schweigen — führen jetzt, so führen die „N. N.“ offizios mit großem Rechte aus, genau dieselbe Komödie auf, wie bei früheren Anlässen gleicher Art bei der Ermordung des Präsidenten Carnot, des spanischen Staatsmannes Canovas del Castillo u. s. w. Entwürfs, soviel gewöhnlich wird, aber nur beiseite keine praktische Anwendung aus den entsetzlichen Lehren, welche die Scheuchflehren des Anarchismus der That doch mit überlauter Stimme in alle Welt hinausrufen. In das Hauptorgan der Berliner bürgerlichen Demokratie meint, „in Deutschland habe der Staat auch in den letzten Jahren recht kräftig gelebt“, um folgendermaßen seine Abneigung gegen jedwede Verhärterung der Wadtmittel des Staates behufs Abwehr der Umsturzsache zu begründen. Inzwischen muß das von uns im Vorjahr mitgetheilte Copialitätstelegramm, welches die Spitzen der deutschen Industrie an den Kaiser gerichtet haben, als Zeugniss für die Mißbilligungsäußerungen der links-extremen parteipolitischen Richtungen herhalten, obwohl man an diesem Schritte eigentlich nichts anderes zu bekräftigen weiß, als daß er von Männern herrührt, welche ihr Urtheil über den Umsturz und seine Helfershelfer nicht aus abgelebten Parteioberlinen, oder vom grünen Tisch, sondern aus der Fülle der praktischen Erfahrung geschöpft haben. Die deutsche Industrie besitzt eben, was ihren Bekräftigen mangelt, ununterbrochene, enge Fühlung mit dem nationalen Erwerbsleben, und darum wirft ihre Erklärung, in dem Kampfe gegen die ruhmlosen Feinde von Thron und Altar mit unverbrüchlicher Treue zur kaiserlichen Majestät stehen zu wollen, ein ganz anderes Gewicht in die Waagschale, als die radikaldemokratische Propaganda, deren Regierens-

dadurch, daß sie jeder durchgreifenden Aktion zur Bekämpfung der Umsturzsache widerstreben, dem Anarchismus zu immer erneuten Schandthaten Muth machen, der Sozialdemokratie zu immer schärferer Verberbung der Massen die Wege bereiten.

Nur der Zeit ist in Deutschland die Frage aufgeworfen, ob es sich nicht empfiehlt, Barkassen über die Stärke der Wermuthung der Schiffe zu erlassen. In England ist nämlich bestimmt worden, daß Dampfer von über 200 Fuß Länge außer dem Schiffer und dem Disponenten mindestens drei Deckleute haben müssen. In deutschen Schiffahrtsgesetzen wird jedoch der Erlass ähnlicher Vorschriften für überflüssig gehalten, weil in Deutschland die See-Versicherungsgesellschaften nicht, wie jenseitig, den Bestand der Mannschaften für die einzelnen Schiffe feststellen lassen und selbst ein Interesse daran hat, daß die Schiffe keine zu geringe Besatzung haben. Es ist denn auch nicht bekannt geworden, daß in der deutschen Meeresfahrt ähnliche Vorfälle, welche ein Vergehen in dieser Richtung notwendig machen könnten.

Amlicke Nachweisung zufolge hat die Einfuhr von Westindienprodukten in den ersten fünf Monaten des laufenden Jahres 4 499 783,22 Mt. oder 458 910,22 Mt. mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres betragen.

Nachdem am Sedantage in Kautschuk die Deffnung des Freibaus verkindet ist, steht ein rascher Aufschwung von Handel und Verkehr dort zu erwarten. Mit der fortwährenden Ausdehnung der kautschukartigen Erzeugung nach Land zu gewerblichen Niederlassungen und Wohnhäusern wird nach zu diesem Monate vorgegangen, da die Grundzüge des Hofen- und Stadt-Planens nimmere festgelegt sind. Inzwischen hat die Marineverwaltung nicht nur auf technischem Gebiete, sondern auch auf dem der Verwaltungseinrichtungen die Vorkehrungen getroffen, welche eine moderne kaufmännische Niederlassung großen Stiles erfordert. Von besonderer Bedeutung ist für jede Handelskolonie eine unbedingt zuverlässige, stark arbeitende und dabei nicht engergig-formalistische, sondern von lebendigen kaufmännischen Anschauungen getragene Nachschifferei. Um diese zu fördern, ist das Kaiserliche Reich inkonsequenz ähnlich wie die Konularangelegenheiten aus einem Zweck als Vorstufen und 2 bem. 4 Vorkauf-Beistimmen zusammengefaßt. Letztere sind, wie aus Kautschuk schon gemeldet wird, aus den Kreisen der dortigen Kaufleute und Zivilbeamten bereits ernannt. Diese Letzteren werden namentlich in handelsrechtlichen Streitigkeiten durch ihre Kenntniss der örtlichen Handels-Verhältnisse werthvolle Dienste leisten. Ihre Mitwirkung entspricht zugleich dem Grundgedanken der Selbstverwaltung, welcher nach der Ansicht der Marineverwaltung in Kautschuk auch in allen anderen Zweigen des öffentlichen Lebens in weitem Maße Platz greifen soll, sobald die notwendige Anzahl angelegener kaufmännischer Elemente sich dort heimlich gemacht haben wird.

Zur Ermordung der Kaiserin Elisabeth.

Die Ceremonie der Ueberführung der Leiche der Kaiserin Elisabeth vom Hotel Beau Rivage in Genf nach dem Bahnhof, welche gestern früh in größter Ordnung stattgefunden, machte in ihrer Einfachheit einen tiefen Eindruck. Die ganze Bevölkerung hatte sich in großen Massen nicht allein in den Straßen angeammelt, welche der Leichenzug passieren mußte, sondern auch in den benachbarten Gassen und in den anliegenden Stadtheilen. Alle öffentlichen Gebäude und zahlreiche Privathäuser hatten schweizerische und Genfer Fahnen auf dem Dach oder mit Trauermusik begleitet, alle Kaufhäuser waren geschlossen; den Bürgergeleit entlang waren Sessel gespannt, und auf dem Platz Cornavin in der Nähe des Bahnhofs war eine Umzäunung errichtet. Die Haltung des in Vergleich zur Größe der Stadt sehr zahlreichen Publikums war musterhaft. Kenner des Charakters der Genfer Bevölkerung besagen, daß das Volk weniger von der Menge als von wahrhafter Sympathie angezogen worden sei, worin die unter der Menge vernommenen Gespräche reichlichen Beleg bilden. Die Feuerwehr that, unterstüzt von den Hilfsrettungsmannschaften, den Ordnungsbien.

Der Zug verlief das Hotel Beau Rivage nach 8 Uhr; an der Spitze befand sich eine Abtheilung Genömerie in Gala unter dem Kommando eines Kapitäns, hierauf folgte der Leichenzug mit vier Pferden, welche in schwarz und silberne Decken gehüllt waren und schwarz und weiß Federbüsche trugen. Der Wagen verfuhr unter den Kränzen. Inmitten vom Blumen und Blumen bewirte man an dem Sarge einen Kranz in den bayerischen Farben, weiß und blau. Demnächst kamen zwei Wagen, in denen der Kaiserin sich befand. Hierauf folgte der Hofstaat der Kaiserin in sechs Wagen. Nach einer zweiten Abtheilung Genömerie folgten die Wagen des Bundespräsidenten und der Genfer Regierung mit Hülfssitzen in Mänteln mit den Bundes- und den Kantonsfarben auf dem Kopf. Der Zug umfaßte 20 Wagen, unter denen 12 offiziell sich befanden, und bewegte sich langsam durch die schweigende Menge, welche sich durch das Gange enthielt. Der Zug in den Bahnhof war vollständig geräumt, die Durchgänge zu den Wartehallen waren offen. Die Durchfahrt zum inneren Bahnhof war in eine für monumentale Säulenhalle verwandelt, die mit trauerreichen Zuehungen in den Genfer, schweizerischen und österreichischen Farben gezier war. Zwischen dem leuchtenden Doppeltürmen waren zu beiden Seiten



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

16] Roman von Carl Ed. Klopfer.

„Ich glaubte nicht daran,“ fuhr Baron von Brünow fort, „ich dachte, es gälte einen Abschied für's Leben, als ich da dem Wagen der Damen folgte, um dem Fräulein von Merkenfeld meine letzte Aufwartung zu machen. Und nun soll ich mit einem Male aus grauer Trostlosigkeit den Sprung zum höchsten Glück thun? Ach! Sie müssen begreifen, daß ich mich an diesen Umschwung nicht sogleich gewöhnen kann. Eglantine, verzeihen Sie mir mein Ungeſtüm, aber Sie müssen mir's deutlich sagen, daß es wirkliche Wahrheit ist! Sie müssen mir sagen, wie es denn diese gute alte Frau dort angestellt hat, Ihnen das Geheimniß eines scheuen Herzens zu entwinden, das ich für mich auf ewig verschlossen wähnte.“

Eglantine schüttelte nur den Kopf, das schamerglühende Gesicht gegen das Blüschfischen in der Divanedecke pressend. Ihre Hände, die er auf's Neue und immer wieder an seine Rippen zog, leisteten aber keinen Widerstand mehr. Sie gab sich besiegt und gefangen.

„Mama!“ sagte Brünow, den Kopf ein wenig nach der Mutter zurückwendend, „ich hoffe doch, Du hast nicht etwa Gewaltmittel versucht, die mein armes Mädchen allzusehr angegriffen haben. Du siehst doch, sie ist ganz fassunglos. Hast Du vielleicht ein zartes Vertrauen mißbraucht, daß sie mir und Dir zürnen müßte?“

„Schau, schau!“ lachte die Baronin, ihm mit ihren Krüdstoße drohend. „Bist mir vielleicht noch böse? Wenn ich die Geschichte nicht in's Geleise gebracht hätte, so wärst Du morgen wirklich nach Breslau gegangen und hättest Alles verloren gegeben. Hätt' ich mir erst Deine Erlaubniß zu dem Handstreich erbitten sollen? Da hätt' ich lange warten können, Du Zauberer. Nein, im Krieg wird nicht lang verhandelt und gefackelt, das mußt Du als Soldat doch wissen. Freilich erwarte ich von meinem Tindchen, daß sie Dir nicht verrathen wird, wie sehr ich Dich vor ihr verleumdet habe.“

Jetzt raffte sich Eglantine endlich auf. Mit dem Entschlusse, die volle Wahrheit zu gestehen, war neue Energie über sie gekommen. Brünow erhob sich gleichfalls, mit dem Bewußtsein, jetzt ihr Urtheil über seine Zukunft zu empfangen.

„So möge Gott mir helfen!“ sagte sie mit rührender Schlichtheit und breitete die Arme aus. „Ja, Ihre Mutter hat mir ein Geheimniß entrisſen, das ich nie zu offenbaren gedachte. Aber nun müssen Sie auch erfahren, warum ich es für ewig bewahren wollte. Hat Sie mein gebrechlicher Körper nicht längst errathen lassen, daß ich keinen Anspruch auf Erden-glück habe, wie die gesunden Menschen?“

Brünow und seine Mutter wollten ihr lebhaft ins Wort fallen, aber sie ließ sich nicht irre machen und fuhr mit erbobener Stimme fort: „Nein, ich flehe Sie an, folgen Sie jetzt

nicht leichtfertig dem Drange einer erregten Stunde! Erwägen Sie den Gedanken, daß Sie vielleicht um eine Sterbende werben . . .“

„Welch' ein grausamer Einfall!“ fuhr aber Brünow jetzt doch dazwischen. „Eglantine, Du wirst leben und wirst glücklich sein! Meine Liebe wird Dich gesund machen.“

Er wollte auf's Neue auf sie zutreten, aber sie wehrte ängstlich ab. Da stieß die Baronin mit ihrem Stocke auf den Boden, daß es dröhnte.

„Was sind denn das nur für Grillen, Du kleiner Dummkopf? Sterben! Mit Deinem bißchen Bleichsucht? Daß ich nicht lache! Freule nicht! Da sieh' mich an, mir sitzt der Tod in den Gelenken, aber ich schlag' ihm ein Schnippchen und gedanke wahrhaftig noch lange zu leben. Wenn Du mich reizest, beweise ich Dir's und heirathe selber noch einmal, meinem Alter, meinem Zipperlein und Euch Allen zum Trost.“

Brünow mußte lachen. Trefflicher hätte diese kernige, alte Frau die krankhafte Einbildung Eglantiniens nicht verspotten können. Selbst diese lächelte unter den Thränen, die ihr über die Wangen perlten. Sie reichte dem Baron die Hand, freundschaftlich innig, duldete aber nicht, daß er sie wieder küßte.

„Kommen Sie mir zu Hilfe mit ihrer männlichen Einsicht, und sagen Sie selbst, ob es nicht meine Pflicht ist, Sie und mich daran zu mahnen, was hier auf dem Spiele steht! Ich glaube Ihnen, daß Ihre Liebe die redlichste, hingebendste und opferwilligste ist, und erwidere Ihr Geständniß aus ganzem Herzen. Wahr ist's, daß wir Beide schwer leiden würden, wenn wir unserer Liebe nicht Folge leisten dürften, aber noch tausendmal elender wäre diese Liebe, wenn uns der grimme Tod auf dem Gipfelpunkte unseres Glückes voneinander riße. Bedenken wir dies und fragen wir uns, ob ein kurzer seliger Rausch um einen solchen Preis nicht zu theuer erkaufte wäre!“

Die Baronin wollte wieder dazwischenpoltern, aber Hans wehrte sie sanft ab und zog Eglantine mit einer feierlichen Geberde an sich.

„Jetzt höre Du auch mich, mein Lieb!“ sagte er ernst, ihre gefalteten Hände an seine Brust drückend und mit dem anderen Arm ihre Schultern umfassend.

„Wäre ich Einer, der nur den stürmischen Wallungen eines jugendlichen Herzens gehorcht, so hätte ich nicht so geduldig um Dich geworben. Ruhig und klar sage ich Dir: Mir blüht kein Glück auf dieser Welt, als das aus Deinen Händen. Und darauf sollte ich verzichten, auch wenn es so wäre, wie Du sagst? Aber es ist nicht so, das ist meine feste Ueberzeugung — nur eine nervöse Ueberreizung hat Dich zu solchen schwarzen Anschauungen geführt!“

Er nahm sie zärtlich am Kinn und hob ihr das erregte Gesichtchen empor, sodaß er den Blick in ihre unergründlich tiefen Augensterne tauchen konnte.

„Da! Geht es nicht wie Frühlingsathem von Dir aus? Sollte ich nicht ein warmes, verheißungsvoll erblühendes Leben im Arme? Ich habe Dich nie so jugendlich schön und stark gesehen, wie eben jetzt. Und der Geist, mit dem Du eine vermeintliche

moralische Schwachheit niederkämpfen wolltest, kann wahrlich auch nur in einem gesunden Körper wohnen. Ja, lächle nur, läche Dich selber aus über den Irrglauben, den Du in dieser Minute schon von Dir weichen fühlst! Du wirst leben als mein geliebtes, theures Weib, das ich auf den Händen tragen will. Ich habe Dich, ich halte Dich — reiß Dich los, wenn Du kannst! Du bist mein!"

"Gott segne Euch!" sagte die Baronin mit bewegter Stimme, während Eglantine den hervorstürzenden Thränen nicht länger wehren konnte.

"Na, Kinder, ich denke, es wäre Zeit, jetzt auch einmal die arme Mutter zu umarmen!" mahnte Frau von Brünow nach einer Weile. Und dann kommt zur Tante Gräfin! — Auf die Rätthe daheim freu' ich mich auch noch. Was meinst Du, Hans, was die für Augen machen wird!"

* * *

Auf Schloß Nebenstein war Jan um dieselbe Zeit damit beschäftigt, die Sachen seines Herrn zu packen, der ja am nächsten Morgen wieder in seine Garnison zurückkehren wollte.

Im Salon, der von jenem Zimmer durch ein paar andere Gemächer getrennt war, befand sich Rätthe. Sie hatte kein Licht anzünden lassen; sie litt heute ein bisschen an Migräne, etwas Unerhörtes bei ihrer sprichwörtlich gewordenen Gesundheit, und da war ihr das Dunkel gerade recht. Von der Ruhe, die sie sich selbst gegen dieses Uebel verordnet hatte, war aber keine Rede. Sie hielt es keine fünf Minuten auf demselben Plage aus. Hundert Mal trat sie an's Fenster, auslugend, ob Mutter und Bruder noch immer nicht kämen, und ärgerte sich ebenso oft, da sie sich sagen mußte, daß ihre Heimkehr jetzt, zu so früher Stunde, ganz unmöglich sei. Dann durchschritt sie wieder einmal die Nebenzimmer, deren Thür sie offen gelassen, um nach dem Arbeitszimmer des Bruders hinüberzusehen, wo ein Bursche die Koffer packte. Der Weg war ihr nicht angenehm, wahrhaftig nicht, aber da die Mutter abwesend war, hielt sie es doppelt für ihre Pflicht, nach dem Rechten zu sehen. Ja, sie sagte es sich jedes Mal, daß es nothwendig sei, diesen Menschen zu überwachen; sie hatte noch bis in die letzte Stunde das Gefühl, den Polen bei irgend einer verruchten That ertappen zu sollen.

Sie war von Herzen froh, daß sie den Burschen von morgen an nicht mehr vor Augen haben sollte, und nur diese dumme Migräne hinderte sie, die Befriedigung darüber recht zu genießen. Freilich, auch Hans sollte mit ihm aus Nebenstein verschwinden. Und das erfüllte sie merkwürdiger Weise mit einem leidenschaftlichen Zorn gegen Jan, gerade, als ob der daran schuld gewesen wäre, daß der Bruder fort mußte. Aber giebt es denn wirklich Leute, deren Gegenwart auf einem Hause wie ein Bann lasten kann? So zum Beispiel dieser Doktor Bloch drüben auf Birkenried; der erschien ihr auch wie ein böser Hausgeist. Und unter einem solchen dämonischen Bann geräth Alles zum Unheil.

Jan waltete stumm und ruhig wie immer seines Amtes, er sah gar nicht auf, wenn der sich recht fest und gebieterisch gebende Schritt der Baronesse wieder einmal hinter ihm auf dem Teppich hörbar wurde. Gleichwohl bemerkte sie aber, daß der heimtückische Mensch diesen, wenn man's ganz genau betrachtete, eigentlich beleidigenden, unverschämten frechen Gleichmuth nur heuchelte. Er wurde jedesmal blaß, wenn sie hinter ihm auftauchte; sie sah das ganz deutlich. Es kochte also eine verbissene Wuth in ihm. Ha! sehr begreiflich; er sah sich bei seinem Thun und Treiben scharf beobachtet, das mußte ihn freilich ärgern.

Bald war Rätthe jedoch so gerecht, sich insgeheim zu versehen, wie natürlich es eigentlich sei, daß er sie hasse; das war

ja nur die Erwiderung ihrer Antipathie. Er konnte diese schon längst gefühlt haben; so etwas empfindet man ja, als trüge es ein magnetisches Fluidum durch die Luft.

Schließlich bekam Rätthe das grausame Gefühl, ihn merken zu lassen, daß sie auch in dieser Beziehung seine schwarze Seele durchschaue. Von ungefähr setzte sie sich auf den Rand des einen Koffers, der schon fast vollgepackt war, und sah Jan zu, wie er zwischen dem Schreibtisch und dem anderen Koffer ab und zu ging. Ein boshaftes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie sah, wie ihm jetzt die Arbeit nicht so recht von der Hand gehen wollte. Obwohl seine Finger eine wahrhaft fieberische Hast entwickelten und er das bleiche Gesicht nicht eine Sekunde von seiner Beschäftigung erhob, kam er doch nicht weiter. Er trug die trokobilische Schreibmappe nun schon zum dritten Male zum Koffer und wieder auf den Schreibtisch zurück. Dabei suchte er immer auf dem Boden herum, wahrscheinlich selber nicht wissend, was er überhaupt wollte.

"Sie sind doch recht ungeschickt!" konnte sich da die Baronesse zu bemerken nicht enthalten. "Das Packpapier haben Sie doch eben selber erst auf den Stuhl dort am Fenster hingelegt."

"Wahrhaftig!" stammelte er, bis zu den Haarrurzeln erröthend, was ihm merkwürdig gut stand. "Ich danke unterthänigst."

Rätthe konnte sich bei dem Anblick seiner zerknirschten Verlegenheit einer Inwanlung von Mitleid nicht erwehren. Dessen ungeachtet kam es recht hart und spöttisch heraus, als sie jetzt die kurze Frage hinwarf: "Sie sind wohl auch recht froh, daß Sie nun von hier wieder wegkommen, was?"

Er holte tief Athem und wagte es endlich, den Blick zu erheben, einen vorwurfsvollen Blick, der da besagen wollte: Warum verhöhnst Du mich?

"Ich folge meinem Herrn mit Freuden überall hin," sagte er dann halbblau.

Es lag etwas ganz Unbeschreibliches in der sanften, tiefen und so melodischen Stimme des Burschen, vielleicht verstärkt durch den leisen slavischen Accent seines Deutsch. Es war eine seltsame Melancholie; das verstand man erst so recht, wenn man ihm dabei in die braunen Augen sah.

"Das ist eigentlich keine Antwort, mein Bester. Aber freilich, einen aufrichtigen Bescheid kann ich ja auch gar nicht verlangen. Es muß Ihnen doch zu still hier gewesen sein."

Ein fast unmerkliches bitteres Lächeln erschien da auf seinen Lippen. Einen Moment schien es, als ob er etwas erwidern wollte, aber dann wandte er sich mit allem Eifer wieder der verzauberten Schreibmappe zu, die er nun glücklich zwischen zwei riesigen Bogen Packpapier bündigte.

"Was haben Sie sagen wollen?" befahl Rätthe, sich mit der Haltung einer tyrannischen Königin gegen den aufgeklappten Kofferdeckel zurücklehrend. "Ich will es wissen!"

"Halten zu Gnaden, ich hätte nur gemeint, beim Herrn Baron auf dem Schweidnitzer Stadtgraben in Breslau geht es meist noch stiller her. Der gnädige Herr ist sehr gütig zu mir, ich habe von ihm noch nie verlegende Worte zu hören bekommen."

Rätthe biß sich auf die Lippe und fand es für gut, auf eine Erklärung des "dunklen Sinnes" dieser Worte zu verzichten.

"Ich meinte es anders. In der Stadt giebt es doch für Ihregleichen mehr Unterhaltung. Da hat man Wirthshäuser, Bekannte, Freunde und sonstige alte Beziehungen, die man gerne wieder auffucht."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unsere Weintraube.

Sitzge von Bertha Framholz · Schöneberg.

Hängende Gärten der Semiramis waren es zwar nicht, die wir unser eigen nannten; wir modernen Großstadtmenschen müssen uns mit einem Balkon begnügen, der sorgfältig auf zwei eiserne Träger gegipst und mit einem stilvollen Eisengeländer versehen ist. Aber ich hatte mir diesen Balkon wirklich in einen hängenden Garten verwandelt. Im Frühjahr hatte ich die üblichen Kästen wilden Weines aufstellen lassen und dann noch ein Uebriges gethan: Feuerbohnen, Erbsen, Klettergurken hatte ich gesät. Und schließlich einen „clou“, wie ihn noch keine Balkonbesitzerin gehabt hat: einen echten Weinstock — wirklich ganz echt!

Den hatte ich mir hinter dem Rücken meines Mannes zugelegt. Erst wollte ich mir eine Rebe aus Isola bella kommen lassen, dann schwankte ich zwischen Johannisberg und Bernkastel, endlich aber trug Grüneberg den Sieg davon. Ein Kollege meines Mannes drückt den Redaktionsstempel des dortigen „Wochenblattes“, und an diesen Herrn wandte ich mich. Umgehend traf die Rebe ein, gratis und franco! Unter Kollegen ist so etwas zu nett. . . . Auch einen Brief mit lauter Anweisungen, wie man die Rebe behandeln müsse, kriegte ich. Sonnenseite — na, die hat ja unser Balkon. Humusreiche Erde — die holte ich mir aus dem Botanischen Garten, bei welcher Gelegenheit ich mich einer kleinen Bestechung schuldig machte. Tief einpflanzen — das war schon eine böhere Geschichte. Mit dem gewöhnlichen wilden Wein wollte ich doch meine echte Rebe nicht zusammenbringen, das wäre ja eine Mesalliance gewöhnlicherer Sorte gewesen! Da kam mir ein Gedanke. Mein Mann hatte mir vor Jahren, als er einmal im Riesengebirge umhervagabondirte, aus Kunnersdorf bei Hirschberg ein Fäßlein Stonsdorfer Wittern gesandt, und dieses Fäßlein besaß ich noch. Das wurde gesäubert, mit der Botanischen Garten-Erde gefüllt und da hinein die Weinrebe gebettet.

Und siehe da — ich hatte einen ebenso großartigen wie wohlverdienten Erfolg. Das grünte, wuchs und gedieh. Zuerst ging die Sache etwas müßig vor sich: es war kühl und regnete immer. Da half ich mit Guano, Thomasschlackmehl und Kali nach. Dann kamen aber die heißen Tage. Als die Sonne so an die sieben Stunden täglich auf den Balkon prellte, da „flüchtete“ die Sache. Der Weinstock entwickelte sich prächtig, die Rebe kletterte rechts und links empor an dem Spalier, das ich in vorzüglicher Weise angebracht hatte.

„Du, Männe,“ konnte ich eines Tages meinem Mann melden, „die Sache geht vorwärts, — siehst Du, hier ist die Ruthe, da der Knoten, hier die Ranke und da kommt 'ne Traube.“

„Im,“ machte der bedächtig, „woher weißt Du denn was von Ruthe, Knoten, Ranke, Traube?“

„Meinst Du denn,“ antwortete ich gereizt, „daß ich in der Schule keine Pflanzenkunde gelernt habe?“

„Aber freilich,“ entschuldigte er sich, „das ist in Deiner Heimath die Hauptsache. Namentlich was den Wein anlangt, — Spaliere habt Ihr ja da genug, aber weshalb an denen die Runkelrüben hochgezogen werden . . .“

„Du verstehst von meinen heimathlichen Runkelrüben nicht die Bohne,“ führte ich ihn ab, „wenn wir die als Spalierobst wachsen lassen, so ist das unsere Sache. Vorläufig handelt es sich um unieren Wein, und wenn der Herbst da ist, werden wir Weinlese halten.“

— Das war so Anfangs August. Einen Monat später kehrten wir aus Warnemünde nach Berlin zurück. Ich hatte zur Pflege und Wartung des Weinstockes in Gestalt des Vicewirthes einen Extra-Wärter eingesetzt. Das war kein billiges Vergnügen, aber der Mann hatte seine Aufgabe in glanzvollster Weise gelöst. Der Weinstock — hei, war das eine Pracht! Feuerbohnen, Erbsen, Klettergurken, nun, die standen wie armer Leute Getreide. Aber der Weinstock . . .

Die Blätter breiteten sich rechts und links an der Mauer aus: groß, grün, saftig. Und inmitten des Blätter Schmuckes war ganz oben der Anfang zu einer Traube sichtbar.

„Die Traube habe ich Sie wunderbar gepflegt,“ erklärte mir der Vicewirth, „wie mein Augapfel! Un besoffen hab' ich ihr dreimal am Tage: von oben, mit die Ziehfanne. Wo et io beek war, hab' ich immer unter Wasser jelegt.“

Ich empfand wirklich Rührung, die sich erst legte, als ich dem biederen Manne ein weiteres Dreimarstück in die Hand gedrückt hatte.

Die Traube gedieh herrlich. Die Beeren setzten an: zierlich, klein, rundlich. Unter der Septembersonne dehnte sich die Haut fast sichtbar, es gestaltete sich jede einzelne zu einer saftstrotzenden Frucht aus. Nur die Farbe, — die kam mir verdächtig vor.

„Sapperlot,“ meinte mein Mann, als ich ihn wieder einmal vor den Weinstock führte, „das Träublein sieht ja tschitscheringrün aus.“

„Das ist kein Träubchen, sondern eine Traube,“ belehrte ich ihn, „und Deine Farbenbezeichnung imponirt mir auch nicht, die stammt aus Deiner sächsischen Heimath, und Du weißt, daß wir Berliner die „hellen Sachsen“ auslachen. Ich erkläre Dir also klipp und klar, daß diese Traube zwar noch etwas grün aussieht, daß sie aber an der Sonnenseite schon anfängt, ins Gelbliche zu spielen. . . Die Reife beginnt.“

„Na meinertwegen,“ lachte mein Mann. „Und wann glaubst Du denn, daß dieses edle Gewächs sich ausgereift haben wird?“

„Ende September,“ antwortete ich ärgerlich.

— Nun war Ende September. Die Traube hing unentwegt voll und ganz an dem Spalier. Die Blätter des Weinstockes hatten sich geröthet, waren gelb geworden und der scharfe Herbstwind hatte sie schließlich auf den Straßenbamm geschleudert. Da fiel mir auf, daß die Beeren der Traube sich gar nicht an die Sonnenstrahlen kehrten: wohin die trafen, blieben die Beeren grün, während an der nach der Balkonmauer gerichteten Seite ein auffälliges Gelbwerden nicht zu verkennen war. Ich ließ den Vicewirth heraufholen.

„Wat Sie für'n Dufel haben,“ erklärte der mir, „det floobt Goner alleene nich. Die vorrichte Herrschaft hat's auf den Balkon nich mal zu'n bisten wilden Wein jebracht und bei Ihnen jebeicht der echte. . . . Totte doch,“ und er staunte die Traube an, „hier is ja det reine Weinjebirge —“

„Ich weiß nur nicht,“ unterbrach ich ihn, „weshalb die Beeren so gelb sind auf der Seite, wo sie sich zur Mauerseite kehren.“

„Det weck ich ooch nich,“ antwortete er, „et mißte denn sind, daß die Mauer wärmer is als die Sonne.“

„Wieso denn?“ fragte ich erstaunt.

„Na, seh'n Se,“ erklärte er mir offenerzig, „hinter die Wand jeht nämlich de Wasserleitung aus de Küche von der dritten Etage. . .“

Ich war durch diese Mittheilung etwas mißtrauisch geworden. Aber mein Mißtrauen wurde durch das prächtige Wachstum meiner Traube ohne Weiteres zerstreut. Die wurde von Tag zu Tag vorn immer grüner, hinten immer gelber. Aber die Beeren krafftten ihre Haut, schwer hing die Traube herab, es war wohl Zeit, sie abzuschneiden. Schließlich wäre sie noch von selbst herabgefallen. . .

Ein Wingermesser hatte ich nicht bei der Hand, auch der Vicewirth konnte mir keins beschaffen. „Ich werde Deine Papierschere nehmen,“ sagte ich kurz entschlossen zu meinem Mann, „um auf unserem Balkon Weinlese zu halten.“

„Was?“ wunderte sich der, „Du willst die tschitscheringrüne Traube schon abschneiden?“

„Natürlich,“ sagte ich, „die Beeren sind reif. Ich habe es schon den Kindern gesagt, heute Abend ist Kostprobe in selbstgezogenem Wein. Was die sich gefreut haben. . .“

Zu dem feierlichen Akt kamen denn auch die Kinder anmarschirt, auch der neuworbene Hund, genannt „Fiz“, war mit von der Partie. Mein Mann stand gefühllos dabei und paffte den Rauch seiner Zigarre in die Luft, als ich mich anschickte, die Traube mit der Papierschere herunterzuschneiden. Der erste Schnitt that's nicht, der erwischte den Zeigefinger meiner linken Hand, mit dem ich den Traubenstengel hielt. Das that wey. . . Der zweite gelang —

„Da,“ sagte ich zu meinem Mann und hielt ihm die Traube vor die Augen, „ist das was?“

„Na ob,“ meinte der, „Du hast Deinen Erfolg weg. Hier in Berlin Weintrauben zu erzielen, das würden selbst uniere zwei Schwiegermütter nicht fertig kriegen.“

„Laß alle Deine Wize,“ erklärte ich, „die Traube eigener Zucht werde ich jezt serviren.“

Ich legte sie auf einen echt Meißener Porzellanteller, der mit Weinlaub ausgelegt war, und präsentirte sie. „Weg, Ihr Kinder,“ kommandirte ich, „die erste Beere nimmt Papa.“

Der nahm auch eine, steckte sie in den Mund und kaute darauf los.

„Sehr süß,“ — meinte er dann und steckte ein ernstes Gesicht auf.

Die zweite nahm ich.

„Ich hätte mir die Dinger süßer vorgestellt,“ nahm ich nach einer Erholungspause das Wort.

Da hatte auch schon unser Herr Sohn eine erwischt.

„So — o schmeckt Wein?“ zweifelte er und nahm mein Taschentuch, um sich einige Thränen aus den Augen zu wischen.

Klein-Vieschen war auf den Erfolg ihres Bruders eifersüchtig. Sie steckte gleich zwei Beeren in den Mund.

„Au, Mama,“ schrie sie plötzlich, „ist das Wein?“

Eine Beere war unter den Tisch gefallen, die hatte der Hund geschnappt. Der krümmte sich entsetzlich und stieß Klageklänge aus.

Mir lief das Wasser deltaartig im Munde zusammen: ich spuckte, mein Mann spuckte, die Kinder spuckten, der Hund —

Als wir uns wieder erholt hatten, sagte mein Mann:

„Du, ich würde Dir doch raten, nächstes Jahr zwei Weintrauben zur Reife zu bringen: wenn die geschäftlich richtig ausgenutzt werden, decken wir die gesammte Essigproduktion von Deutschland.“

Diesmal blieb ich die Antwort schuldig.

Allerlei.

Aus den Erinnerungen an die verstorbene Kaiserin, welche Wiener Blätter jetzt veröffentlichen, seien hier zwei mitgeteilt: Sines Tages ging die Kaiserin allein spazieren, und als sie schon tüchtig müde war, kehrte sie in eine einsame Bauernhütte ein, um ein wenig auszuruhen. Dort stand am Herde eine bejahrte Bäuerin. Die Kaiserin bat um die Erlaubnis, sich niederlegen zu dürfen, und ließ sich dann mit der Bäuerin in ein Gespräch ein. Während des Gesprächs fuhr die Bäuerin fort, ihren Teig in einem Topf energisch zu bearbeiten, aber der Topf wollte nicht parieren, sondern machte alle Drehungen des Kochlöffels mit, bis endlich die alte Frau die Geduld verlor. „Na,“ sagte sie gereizt, „auf diese Art wird aus dem Schmarren nichts werden. Schauen Sie, liebe Frau, Sie haben jetzt ohnehin nichts Anderes zu thun, kommen Sie her und halten Sie mir ein wenig den Topf, dann wird die Geschäfte gleich gehen.“ Die Kaiserin trat lächelnd an den Herd und hielt den Topf, während die Bäuerin den Teig umrührte; binnen Kurzem war der „Schmarren“ fertig, welchen auch die Kaiserin kostete und natürlich „ausgezeichnet“ fand; dann verabiedete sie sich mit herzlichem Danke für die Gastfreundschaft der Bäuerin. Als zu Mittag der alte Bauer nach Hause kam und zufällig nach dem Fensterbrett hinblickte, taumelte er förmlich vor Schreck zurück. „Mütterchen,“ fragte er, „wie kommt denn das hierher?“ Auf dem Fensterbrett lag eine Banknote. Stotternd erzählte die arme Frau, was geschehen sei, und schilderte, so gut sie konnte, das Aussehen der Dame. „Weib!“ rief der Bauer, „also ist es doch wahr, daß bei Euch Weibern das Haar lang, der Verstand aber kurz ist?! Das war ja die Kaiserin!“ — „Jesus Maria!“ lamentierte die Bäuerin, „und ich habe mir von der Kaiserin den Topf halten lassen, dafür kann ich vielleicht gar noch in Arrest kommen.“

Ein anderes Mal, ebenfalls bei Gelegenheit solch eines Spazierganges, kam die Kaiserin an dem einlam gelegenen Häuschen eines Waldhüters vorüber. Der Hüter saß draußen auf einer Bank, vertieft in die Lektüre einer sehr abgegriffenen aussehenden Scharleke. Die Kaiserin blieb vor ihm stehen. „Was ist das, mein Lieber, was Ihr da so eifrig lest?“ fragte sie. Der Hüter blickte auf, und nachdem er die schöne Frau eine Weile angestarrt hatte, antwortete er: „Ach, meine gute Frau, das ist die Geschichte eines unglücklichen Königs, der sich ins Wasser gestürzt hat. Eine traurige, sehr traurige Geschichte, ich habe sie schon dreimal gelesen, man muß dabei so viel weinen; ich möchte nur wissen, ob sie auch wahr ist?“ Damit reichte er das schmuckige Büchlein hin; die Kaiserin durchblätterte es; es war ein Erzeugniß der Groschen-Literatur, das den Tod König Ludwigs von Bayern schilderte. Sie gab dem Hüter das Buch zurück, sagte: „Ja, es ist wahr!“ und ging, Thränen in den Augen, von dannen.

Kaiserin und Bäuerin. Es war im Frühjahr 1894. Die Kaiserin Elisabeth wollte damals in Gödöllö, der ungarischen Sommerresidenz Kaiser Franz Josephs, wo sich das herrliche, von einem mächtigen, schattigen Park umschlossene Jagdschloß befindet. Hier lebte die Kaiserin immer wie eine einfache, bescheidene Frau, die sich oft unter das Volk mißte, hier unternahm sie stundenlange Spaziergänge oder einen mehrstündigen Ritt ins Gebirge, meistens nur von einem Diener oder ihrer Vorderleierin begleitet. Ganz am Rande des Dorfes, bei der sogenannten Windmühle, wohnte eine Bäuerin Juczi, bei welcher die Kaiserin oft ausbrachte. Eines Tages brachte ihr die Juczi saure Milch und etwas Schwarzbrot, das die Kaiserin zum größten Schrecken ihrer Begleiterin mit ausgezeichnetem Appetite verzehrte.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87

Regelmäßig schickte ihr dann die Kaiserin einen Dufaten als Bezahlung. Die ersten paar Dufaten nahm die Bäuerin mit großem Danke entgegen, als sich dies aber zum dritten und vierten Male wiederholte, verweigerte sie die Annahme des Geldes und war um keinen Preis der Welt zu bewegen, diese Weigerung aufzugeben. Als man dies der Kaiserin mittheilte, war sie ungemein erstaunt und ließ es sich nicht nehmen, an einem der nächsten Tage die Wittwe anzukommen, um sich dieses Räthsel erklären zu lassen. „Du denkst sehr schlecht von mir, Erzebet Ritalne (Königin Elisabeth),“ erklärte die befragte Frau, „daß Du mir soviel Geld schenken willst für das bißchen Milch und Stückchen Brod. Für einen Dufat allein schon muß ich Dir ein ganzes Jahr hindurch jeden Tag Milch und Brod geben können; ich wäre also eine schlechte Person, wenn ich noch weitere Bezahlung annähme. Am Ende macht Dir dann Dein Mann, unser König, bittere Vorwürfe, daß Du soviel Geld ausgiebst, indem er Dir sagt: „Was, der Juczi giebst Du das Alles? Die bekommt ja ohnehin von mir jährlich 300 Gulden!“ Die Kaiserin mußte herzlich laut aufschauen, konnte es der Juczi aber trotzdem nicht klar machen, daß ihr ihr Mann, der König, keine Vorwürfe wegen ihrer Verschwendung machen würde.

Die Juwelen der Kaiserin Elisabeth. Kaiserin Elisabeth besaß, wie das „Fremden-Blatt“ mittheilt, einen Juwelenkist, der einen immensen Werth repräsentirte; darunter ist nicht der werthvolle bauburgische Familienschmuck zu verstehen, welcher als Fideicommiss-Besitz von einer Kaiserin auf die andere übergeht und in der k. und k. Schatzkammer aufbewahrt wird, sondern jene Schätze, welche persönliches und vererbliches Eigenthum der Kaiserin waren. Dieser Privat schmuck, welcher hauptsächlich aus Geschenken des Kaisers und fremder Fürstlichkeiten besteht, wurde vor beiläufig 26 Jahren durch einen Kammer-Juwelier inventirt und geschätzt. Das Inventar, welches auf sechs Pergamentblättern geschrieben wurde, erforderte eine Arbeit von sechs Tagen. Die Juwelen werden auf einen Reinertrag von 2½ Millionen Gulden geschätzt; der Werth derselben, wenn man die Fassung, die Façon und den Schliff in Anschlag bringt, dürfte wohl die Summe von 4 bis 5 Millionen erriden. Besonders schön ist eine Perlenkette aus drei Reihen kostbarer Perlen, welche die Kaiserin nach der Geburt des Kronprinzen Rudolph vom Kaiser zum Geschenk erhielt und die auf 75 000 fl. geschätzt wurde. Heute repräsentiren diese Perlen wohl einen Werth von 300 000 fl. Kaiserin Elisabeth hat zahlreiche Schmuckgegenstände im Laufe der Jahre ihren Töchtern und Verwandten zum Geschenk gemacht.

Vom Büchertisch.

— Tolstoj contra Tolstoj. Eine eigenthümliche Schicksalsfügung will es, daß dem Grafen Tolstoj in seinen ethischen Grundanschauungen, speziell in den extremen Forderungen, die er in seiner berühmten „Kreuzersonate“ im Namen des christlichen Geistes an die Menschheit stellt, ein scharfer Gegner erwachen ist in seinem eigenen Sohne L. L. Tolstoj. Dieser hat vor wenigen Wochen in einer russischen Zeitschrift mit der Erzählung „Ein Bräutigam von Chopin“ debütiert, die in Rußland gewaltiges Aufsehen hervorgerufen hat, einerseits weil ihr Verfasser sich darin als ein höchst beachtenswerthes, vielversprechendes schriftstellerisches Talent offenbart, mit dem man noch zu rechnen haben wird, andererseits, weil die Erzählung eine direkte Entgegnung auf die „Kreuzersonate“ des alten Tolstoj und somit ein literarisches Ereigniß vom größten Interesse darstellt. Der Standpunkt des jungen Tolstoj in Bezug auf das sexuelle Problem ist dem seines Vaters diametral entgegengesetzt: während der alte Tolstoj Keuschheit, Celibatsigkeit, Entsagung predigt, wirft der Sohn alle Bedenken über den Haufen, zeigt die verderblichen Folgen der „Entsagung“ ebenso wie die einer allzu schwärmerischen Liebe, deckt überall die Ursachen der Dinge auf und kommt zu dem profaischen, aber folgerichtigen Schluß: „Heirathe!“ Eine deutliche Uebersetzung der Erzählung ist in dem soeben zur Ausgabe gelangten 18. Hefte der Halbmonatsschrift „Aus fremden Jungen“, des bekannten Organs für die Erzählungsliteratur des Auslands (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), enthalten.

— Des Kindes bester Freund ist das im Verlage von John Henry Schwert, Berlin, monatlich einmal mit vielen Illustrationen und mehreren illustrierten Beilagen erscheinende, seit Kurzem bedeutend erweiterte Gebrauchsbuch „Kindergarderobe“. Erfreuliche Moden-Gemalder, wie die hier von erster Künstlerhand gebotenen, findet man wohl nirgends sonst und ebensowenig einen so überaus reichen Modentheil. Der jeder Nummer beiliegende Schnittmusterbogen und die zu jedem Modenbilde gelieferten Extrajchnitte nach Körpermaß, gegen Entlohnung der minimalen Selbstkosten, ermöglichen der auf Sparsamkeit bedachten Hausfrau und Mutter Selbstanfertigung sämtlicher Kindergarderobe! Ebenso lehrt „Kindergarderobe“ — Abonnement nur 60 Bfg. pro Quartal — die Selbstanfertigung des Kinderwiegenzuges aus Resten und Abfällen des Haushalts. Illustrierte Märchen, neuerdings Aertstliche und Häusliche Winke für Mütter etc. bieten zugleich Belehrung und Unterhaltung. Zu beziehen von allen Buchhandlungen und Postanstalten. Gratis-Probenummern durch erstere und den Verlag.